

Predigtreihe „anders und in Hoffnung stark“ – 7. Sonntag der Osterzeit

Ich nehme an, es gibt in meiner Generation – ich bin 1965 geboren – kaum jemanden, der in seiner Schulzeit, sei es im Englischunterricht, in Politik oder Geschichte, nicht irgendwann einmal die berühmte Rede von Martin Luther King analysieren musste. „I have a dream“ – „Ich habe einen Traum“ – Vielleicht erinnern Sie sich ...?

In einer Zeit, in der im Süden der USA Gesetze schwarze und farbige Menschen zu Bürgern zweiter Klasse stempelten, ihnen die Ehe mit Weißen untersagten, ihnen gesonderte Plätze im Bus zuwiesen, ihnen verboten, "weiße Toiletten" zu benutzen oder mit Weißen am selben Tresen bedient zu werden, in dieser Zeit, im August 1963, „predigte“ Martin Luther King bei einem Protestmarsch der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung die Vision einer amerikanischen Gesellschaft, in der Schwarze und Weiße gleichberechtigt sein würden, in der die Kinder ehemaliger Sklaven und die Kinder ehemaliger Sklavenhalter gemeinsam „am Tisch der Brüderlichkeit“ sitzen würden, in der Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrem Charakter beurteilt würden – eine Vorstellung, die den Zuhörern zur damaligen Zeit völlig unrealistisch, ja absurd erscheinen musste, erlebten sie doch tagtäglich das genaue Gegenteil.

Was diese Rede – von der brillanten Rhetorik einmal abgesehen – so großartig machte, war die Tatsache, dass Martin Luther King darin keinen Angriff auf die weiße Bevölkerung und die von Weißen verantwortete Politik startete, nicht zur Konfrontation aufrief, die die politisch hochexplosive Situation hätte weiter eskalieren lassen, sondern in seinen amerikanischen Traum vom friedlichen Miteinander alle einbezog – Schwarze und Weiße. Er spielte sie nicht gegeneinander aus, sondern vereinte sie in einer gemeinsamen Vision. In seinem Traum gibt es keine Täter und Opfer, gibt es niemanden, der sich schuldig fühlen müsste, es gibt nur Menschen, die gemeinsam an einer neuen Wirklichkeit bauen, die sich Seite an Seite für Frieden und Gerechtigkeit für alle Amerikaner einsetzen.

Trotz der enormen Wirkung, die die Rede damals auf die Zuhörer hatte und die sie noch heute auf Menschen ausübt, trotz des Optimismus und der Hoffnung, die sie zumindest für kurze Zeit verbreitete, hätte damals wohl niemand für möglich gehalten, dass 46 Jahre später ein Schwarzer Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika sein würde. „I have a dream“ ...

Warum erzähle ich Ihnen heute davon? Weil diese Haltung von Martin Luther King, dieses

Beschreiben und fast schon Beschwören einer Vision für mich sehr viel mit den Texten des heutigen Sonntags und mit dem Motto der Predigtreihe, in deren Rahmen ich heute zu Ihnen sprechen darf, zu tun hat. Auch hier geht es um eine Vision, die nicht spaltet, sondern zusammenführt, die nicht polarisiert, sondern vereint.

Das heutige Evangelium gehört in den Zusammenhang der Abschiedsreden Jesu, die im Johannesevangelium den Leidensweg und das Sterben Jesu einleiten. Dort, im Johannesevangelium, steht der Text, den wir eben gehört haben, also vor dem, was wir an den Kar- und Ostertagen bereits erinnert und gefeiert haben: Tod und Auferstehung Jesu Christi. Die Leseordnung greift damit sozusagen in der Chronologie zurück in die Zeit vor Jesu Tod und verknüpft das Abschiedsgebet Jesu mit einer Lesung aus der Apostelgeschichte, die uns schildert, wie die Apostel und die Frauen, die engsten Mitarbeiter und Begleiterinnen Jesu, auf seinen Weggang, seine Aufnahme in den Himmel, reagiert haben. Beide Texte zusammen machen deutlich: Jesus ahnte/wusste, dass eines Tages die Stunde des endgültigen Abschieds von seinen Jüngerinnen und Jüngern kommen würde. In einem eindringlichen und feierlichen Gebet, das er mit der gleichen Anrede beginnt, wie das Vaterunser, Abba – Vater, kommt nicht nur seine einzigartige Gottesbeziehung zum Ausdruck, sondern legt er auch Rechenschaft über sein Wirken in der Welt, über seinen Auftrag ab: Er ist nicht in diese Welt gekommen, um alle Probleme zu lösen, sondern um Gott in dieser Welt sichtbar, seinen Geist für die Menschen, denen er begegnet, erfahrbar zu machen und Gottes Namen zu heiligen. Diesen Auftrag hat er erfüllt: Alle, die der Vater ihm anvertraut hat, haben ihn als einzigen wahren Gott und Jesus selbst als seinen Sohn und Gesandten erkannt. Ihnen hat er den Namen Gottes offenbart und anvertraut, und dieser Name heißt: Ich-bin-da – für Euch – für immer. Das gilt für die Jünger und Jüngerinnen und für alle nachfolgenden Menschen, also auch für uns. Jesus zeichnet die Vision von der immerwährenden Treue und Liebe Gottes zu seinem Volk. Und diese Vision können die Jüngerinnen und Jünger teilen, denn anfanghaft haben sie die Erfahrung, dass Gott bei ihnen ist und zu ihnen steht, bereits durch und mit Jesus gemacht, mit dem Jesus, der unter ihnen gelebt hat, der Menschen geheilt und versöhnt hat, der Naturgewalten gezähmt hat, der sich gegen Unrecht und für Menschlichkeit und Nächstenliebe eingesetzt hat, und der nun für sie beim Vater göttlichen Beistand erbittet.

An dieser Erfahrung, die gleichermaßen Verheißung ist, halten die Jüngerinnen und Jünger fest, beschreibt uns die Apostelgeschichte: Als Jesus in den Himmel aufgenommen worden war, kehrten sie nach Jerusalem zurück, gingen in das Obergemach und

verharrten dort einmütig im Gebet. Der kurze Weg vom Ölberg zurück in den Versammlungsraum markiert quasi den Übergang vom irdischen Zusammenleben mit Jesus hin zu einer ersten Form der kirchlichen Gemeinschaft, in der der Geist Jesu Christi lebt und wirkt. Dem Autor ist es sehr wichtig, genau zu beschreiben, wer an diesem historischen Moment beteiligt ist. Die Frauen und die Brüder Jesu werden als Gruppen erwähnt, die elf Apostel und Maria namentlich genannt. Das macht deutlich: Die Verbreitung des Christentums und die Entstehung der Kirche basieren nicht auf irgendwelchen anonymen Vorgängen, sondern auf Menschen aus Fleisch und Blut, die Jesus kannten und seiner Botschaft vertrauten. Jeder und jede einzelne, so unterschiedlich sie auch sind, Petrus und Johannes, Jakobus und Andreas, Maria, die Mutter Jesu, und die Frauen, jeder und jede ist wichtig und ist es wert benannt zu werden als Zeuge und Zeugin des Glaubens an den Auferstandenen und damit an den Gott, den Jesus zu Lebzeiten verkündet hat. Genauso wichtig wie die einzelnen ist ihre Gemeinschaft, das einmütige Verharren im Gebet an einem Ort, der ihnen in ungewissen Zeiten Heimat gibt. Aus anderen Stellen in der Apostelgeschichte und aus den paulinischen Briefen erfahren wir – zugegeben sicher idealisiert – wie diese Gemeinschaft, diese Ur-Gemeinde, in der Nachfolge Jesu lebte und wirkte: Sie teilten, das was sie hatten, miteinander und mit Menschen, die in Not waren, sie respektierten einander in ihrer Unterschiedlichkeit, sie übernahmen Aufgaben nach ihren Charismen, sie beteten, wie Jesus ihnen zu beten gelehrt hatte, und brachen im Gedenken an ihn das Brot. All das muss ihnen schwer gefallen sein. Sie waren Anfeindungen ausgesetzt und hatten sicher keine klare Vorstellung davon, wie es weitergehen sollte mit ihnen und mit dem Auftrag, der ganzen Welt die frohe Botschaft zu verkünden, der am Pfingstfest an sie übergehen wird. Genauso wie das Festhalten an der Vision vom treuen und liebenden Gott, der sich seinem Volk im Laufe der Heilsgeschichte immer wieder offenbart hatte, bildeten in dieser Situation das Gebet und die Erinnerung an das Vorbild Jesu Christi ein zentrales Element, eine Kraft, die die Gemeinschaft zusammenhielt, sie ermutigte und motivierte.

Was kann das für uns Christen und Christinnen heute heißen und vor allem für Sie hier an der Himmelsleiter, die Sie sich von dieser Predigtreihe Anstöße erhoffen für die Entwicklung der Kirche und für Veränderungsprozesse ganz konkret hier vor Ort? Ich meine dreierlei:

Erstens: Wer heute für die Zukunft Kirche gestalten will, wer Menschen zum Mittun begeistern will, braucht eine klare Vision!

In seinem Abschiedsgebet hat Jesus den Jüngerinnen und Jüngern seine Vision vom Reich Gottes erklärt, in der Phase nach seiner Aufnahme in den Himmel hat sich die versammelte Ur-Gemeinde an dieser Vision orientiert: Jesus ist in die Herrlichkeit des Vaters zurückgekehrt, aber er hat uns nicht allein zurückgelassen. Er hat uns seinen Geist gegeben, der uns hilft, an unserer Überzeugung festzuhalten, dass Gott der einzig wahre Gott ist, der uns ewiges Leben schenkt.

Für die späteren Christen, die Jesus nicht mehr selbst erlebt hatten, war es nicht so einfach, sich auf eine gemeinsame Vision, die sie mit ihrem Glauben bezeugen und mit ihrem Engagement verwirklichen wollten, zu einigen. Im Laufe der Kirchengeschichte brauchte es viele Verständigungsprozesse, Synoden und Konzilien, auf denen um das Wesentliche des christlichen Glaubens gerungen wurde, und es waren immer wieder visionäre Persönlichkeiten nötig, die andere überzeugten, motivierten und begeisterten, sich von überkommenen Traditionen zu verabschieden und mutig neue Wege einzuschlagen.

Und das ist auch heute noch oder wieder so: Die Kirche als globale Institution, aber auch das Bistum Aachen und jede einzelne Gemeinschaft der Gemeinden muss für sich eine Vision entwickeln, wie sie die Nachfolge Jesu konkret leben und umsetzen will und wie sie dies unter den jeweils sehr unterschiedlichen Gegebenheiten tun kann. Das ist nicht einfach. Das erfordert von den Beteiligten Mut, sich ehrlich über das auszutauschen, was ihren Glauben und ihre Vorstellung vom Kirchesein ausmacht, die Meinungen und Vorstellungen anderer zu respektieren und nach Gemeinsamkeiten zu suchen. Aber es lohnt sich: Eine Vision, das haben wir bei Martin Luther King gesehen, kann Menschen einen und ihnen Orientierung geben. Eine Vision schenkt Hoffnung auch in vermeintlich aussichtslosen Situationen. Und wenn die Richtung klar ist, kann überzeugend und glaubwürdig für die gemeinsame Idee geworben werden.

Zweitens: Wer heute für die Zukunft Gemeinde aufbauen will, braucht eine gemeinsame spirituelle Praxis, braucht die Vergewisserung im Gebet!

Die Jüngerinnen und Jünger verharrten einmütig im Gebet. Dadurch holten sie Jesus, der sich nicht mehr leibhaftig unter ihnen befand, wieder in ihre Mitte. Sie hielten die Erinnerung an die gemeinsame Zeit lebendig und vertrauten auf seinen geistlichen Beistand.

Vor allem zu Zeiten Papst Benedikts des XVI. wurde oft behauptet, dass die Kirchenkrise in Wahrheit eine Glaubenskrise sei. Wenn wir nur alle wieder richtig glauben würden, ginge es auch mit der Kirche wieder bergauf. Ich bin da etwas skeptisch, vor allem, weil

ich mich immer frage, wer denn definiert, was „richtig glauben“ heißt. Dass wir unseren Glauben aber viel stärker miteinander teilen müssen, indem wir uns gegenseitig erzählen, was wir glauben, was uns Angst macht, was unsere Hoffnung ist, indem wir miteinander beten – das steht für mich außer Frage.

„Das Gebet hat große Macht, das ein Mensch verrichtet mit seiner Kraft.“ hat die Mystikerin Mechthild von Magdeburg im 13. Jahrhundert geschrieben. Ich möchte mich ihr anschließen. Ich fürchte, dass wir die Macht des Gebets oft unterschätzen. Wir dürfen dem Gebet viel mehr zutrauen! Genauso wie die Jüngerinnen und Jünger in der Apostelgeschichte dürfen wir und müssen wir uns im Gebet immer wieder daran erinnern, was Jesus uns zugesagt hat. Damit rückt das Wesentliche, von dem wir uns so leicht ablenken lassen, weil es vordergründig vorrangig um Strukturen und Aufgaben und Machtverteilung geht, damit rückt das Wesentliche wieder in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit, das Wirken und die Botschaft Jesu Christi, an der sich alles, was wir tun, ausrichten sollte.

Drittens: Wer heute für die Zukunft Kirche entwickeln will, braucht das Einsehen, dass das nicht „für“, sondern nur „mit“ allen Beteiligten geht!

Von Beginn der Kirchengeschichte an, das sagt uns die Lesung aus der Apostelgeschichte, kommt es auf jeden und jede Einzelne an! Das gilt auch für uns heute: Jeder und jede, die von der Botschaft Jesu Christ überzeugt ist und Kirche mitgestalten will, ist wichtig und hat etwas zu bieten! Jede Perspektive muss gehört werden, auch wenn sie unbequem ist. Jeder und jede kann und soll aufgrund ihrer Würde als getaufter Mensch, der Anteil am Priestertum Jesu Christi hat, nach seinen oder ihren eigenen Begabungen und Fähigkeiten Aufgaben in der Verantwortung für die Gemeinde übernehmen. Manchmal muss ein Charisma erst entdeckt und gefördert werden, aber die Mühe lohnt sich! Nur als „Leib mit vielen Gliedern“ hat die Kirche heute eine Chance.

„Anders und in Hoffnung stark“ will Ihre Gemeinschaft hier an der Himmelsleiter werden. „Anders und in Hoffnung stark“ muss unsere ganze Kirche werden – und das kann sie schaffen, wenn sie eine gemeinsame Vision entwickelt, auf die Kraft des Gebets vertraut und den vielen verschiedenen Begabungen der Menschen Raum zur Entfaltung bietet.

28. Mai 2017, Andrea Kett